

Fragen an die Welt nach 1989: Antworten von César Rendueles

Im Frühjahr 1989 besuchte mein Freund Miguel Ángel, ein pensionierter LKW-Fahrer, die DDR. Die Reise wurde von einem spanischen Kulturverein organisiert, der der Kommunistischen Partei nahestand. Mein Freund war ein ehemaliger antifrankistischer Widerstandskämpfer. Als Kind wurde er während des Spanischen Bürgerkriegs in einem faschistischen Konzentrationslager interniert, viele seiner Freunde wurden ins Gefängnis gesteckt, und er kämpfte jahrzehntelang in der Untergrundbewegung gegen die Diktatur. Als er von seiner DDR-Reise zurückkehrte, sagte er mir zuallererst: „So eine Gesellschaft kann unmöglich überleben. Dieses System muss zugrunde gehen.“

Das überraschte mich sehr, denn bisher war Miguel Ángel ein strammer Verteidiger der Sowjetunion und ihrer Satellitenstaaten gewesen. Ich brauchte ein paar Minuten, bis mir klar wurde, dass er die BRD meinte. Anscheinend hatten sie auf der Rückfahrt einen Zwischenstopp in Westberlin eingelegt. 24 Stunden hatten sie dort verbracht, genug, um diese alten Kommunisten davon zu überzeugen, dass die Tage des Kapitalismus gezählt waren. Berlin schien ihnen eine Kloake des Konsums, des Verbrechens, der Drogenabhängigkeit, der Prostitution und ganz allgemein der Ungleichheit und Entfremdung. Wer sollte an einem solchen Ort leben wollen? Dagegen hatte sie ihre DDR-Rundreise, die von den Organisatoren sorgfältig manipuliert worden war, in Staunen über die Wunder des Realsozialismus versetzt. Wenige Monate später fiel die Mauer.

Die Einschätzung meines Freundes Miguel Ángel war eigentlich selbst innerhalb der radikalen südeuropäischen Linken sehr exotisch. 1989 hatte die große Mehrheit linker Organisationen bereits mit dem autoritären Sozialismus gebrochen. Der Mauerfall kam zwar überraschend, diente aber allenfalls dazu, eine bereits eingetretene Entwicklung zu bestätigen und zu beschleunigen. Eine viel stärkere Wirkung hatte die Niederlage des Sandinismus bei den Wahlen 1990 in Nicaragua. Ich erinnere mich, dass ich Erwachsene weinen sah, während sie im Fernsehen die Nachricht vom Sieg der von den USA unterstützten Oppositionskandidatin Violeta Chamorro verfolgten.

Ich würde sagen, dass die Berliner Mauer für Spanien erst drei Jahre später fiel, 1992. In diesem Jahr wurden in Barcelona die Olympischen Spiele abgehalten, es wurde die erste Schnellzugstrecke des Landes gebaut, und in Sevilla wurde anlässlich des 500. Jubiläums von Kolumbus' Fahrt nach Amerika die Weltausstellung zelebriert. Mit diesem Paukenschlag endete ein Jahrzehnt starken makroökonomischen Wachstums, dessen Immobilien- und Finanzblase viele Arbeiter in dem Glauben gewiegt hatte, am zunehmenden Wohlstand teilzuhaben. Die harten Auseinandersetzungen, die mit der zur Aufnahme in die Europäische Union geforderten Privatisierung des Öffentlichen Dienstes und der Arbeitsmarktflexibilisierung einhergingen, waren in diesen Jahren zum Abschluss gekommen. Die Gewerkschaften wurden, wie andernorts auf der Welt, plattgemacht, und es setzte sich ein politischer Konsens durch, wie er für die wilde Zeit der Globalisierung typisch war: Der Klassenkampf gehörte der Vergangenheit an, und die Politik der Zukunft würde sich der kosmopolitischen Harmonisierung der verschiedenen Lebensstile annehmen.

Das Prägendste am sogenannten „goldenen Jahrzehnt“ in Spanien – von Mitte der 90er Jahre bis zur Krise 2008 – war ein tief in der gemeinsamen Kultur verankerter

Optimismus. Zu den zentralen Elementen dieser kollektiven Euphorie zählte die Leugnung der ererbten Konfrontationen, Spannungen und Dilemmata, als ließen sich die Nachwirkungen der Vergangenheit damit auslöschen, einfach die Augen zu schließen und es sich ganz fest zu wünschen. Seit 1992 glaubten viele Menschen, durch die Modernisierung – im Sinne einer allgemeinen Verbreitung des hochentwickelten Konsumismus – könnte die neuere turbulente spanische Geschichte außer Kraft gesetzt werden, die Reise nur noch in eine Richtung gehen, um ein hässliches, trauriges und zorngefülltes Land hinter sich zu lassen.

Der Mauerfall und die deutsche Wiedervereinigung schienen mit dieser spanischen Perspektive, wie sie für die 90er Jahre und den Jahrtausendwechsel typisch war, konform zu gehen. Und tatsächlich erinnere ich mich, dass Berlin in diesen Jahren zu einem der beliebtesten ausländischen Reiseziele junger Spanier wurde. Ich vermute, dass sich viele Menschen unbewusst mit diesem völlig neuen urbanen Raum identifizierten, der da so aus dem Nichts wiederaufgebaut worden war und dem keine Spuren der Vergangenheit anhafteten. Das ist nicht verwunderlich. Die Experten für Vergleichende Politikwissenschaft nehmen sich der spanischen Transition zur Demokratie als Einzelfall an: Es gab schlicht und ergreifend keine Übergangsgerechtigkeit, Schlussstrich und fertig, als ob es vierzig Jahre Diktatur und faschistische Gewalt nie gegeben hätte.

In Deutschland hat es nach der Wiedervereinigung natürlich Prozesse der Übergangsgerechtigkeit gegeben. Aber ich glaube, es besteht eine starke Verbindung zum spanischen Fall, was die Versuchung der Geschichtsvergessenheit angeht. Heiner Müller hat mehrmals angemahnt, dass die dominierenden Narrative der Wiedervereinigung die jahrzehntelange, komplexe geschichtliche Erfahrung von Millionen von Menschen unterdrücken. Die Verurteilung der stalinistischen Diktatur ist zweifelsohne etwas, was von jeder der Demokratie nahestehenden Person verlangt werden kann. Das bedeutet aber nicht, dass diese Missbilligung das *Einzigste* ist, was über das Leben in den sozialistischen Ländern gesagt werden kann.

Ich glaube, dass der Versuch, die kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte Osteuropas zu unterdrücken, tatsächlich zwei Fragestellungen betrifft, die aus der Perspektive von 2019 beunruhigend und grundlegend für unsere Zukunft sind. Es sind Fragen, die wir uns trauen sollten zu stellen, auch wenn es weh tut.

Erstens stellt sich die Frage, wie eine demokratische Transition für die DDR und andere Länder hätte aussehen können. Welche Alternativen wurden verworfen? Wie hätten sie sich auf die heutige Gestalt Europas ausgewirkt? Was wäre zum Beispiel geschehen, wenn anstelle einer neoliberalen Schocktherapie ein Marshallplan für Ost- und Südeuropa ausgearbeitet worden wäre? Vielleicht wäre die Europäische Union heute etwas völlig anderes, keine zunehmenden Spannungen unterworfenen Technokratie, sondern ein kontinentales politisches Projekt des Zusammenhalts und der Solidarität. Ist es möglich, diese verworfenen Alternativen heute zu aktualisieren? Ist es dafür schon zu spät?

Zweitens sollten wir uns fragen, wie Müller es nahegelegt hat, ob Autoritarismus der Geschichtserfahrung des Ostens zur Genüge entspricht. Nicht, um Diktatur und Repression auch nur im Geringsten zu verklären, sondern um zumindest zu versuchen, einige der Dilemmata dieser Gesellschaft zu verstehen, die vielleicht nicht auf der Mülldeponie der Geschichte begraben liegen, sondern unserer nahen Zukunft

angehören. Ich denke ganz besonders an staatliche Planwirtschaft im großen Stil oder sogar an Rationierung.

Die Rhetorik der Geschichtstilung hat uns dazu gebracht, diese Begriffe aus unserem politischen Vokabular zu streichen: Die Stalinisten planten oder rationierten die Wirtschaft, die Demokraten nicht. Doch befördert man die Geschichte zur Tür hinaus, kommt sie durchs Fenster wieder herein. Die ökosoziale Krise wird Rationierungen in eine Realität verwandeln, ob es uns gefällt oder nicht. Flüge, fossile Brennstoffe, massenhafter Konsum von Fleisch und Kleidung ... All das wird zunehmend knapp oder unzugänglich sein. Die Frage ist, ob die Verteilung dieser knappen Güter und Dienstleistungen durch den Markt geregelt wird, sodass ein paar wenige Reiche sie für sich beanspruchen können, ob ihre Verteilung zu einer bürokratischen Diktatur führen wird, wie in der DDR, oder ob wir imstande sind, uns eine demokratische Planungsform vorzustellen, die eine gerechte und gleiche Verteilung ermöglicht.

In den letzten dreißig Jahren haben wir die im Osten gesammelte Geschichtserfahrung vorzugsweise wie ein lästiges und unansehnliches Überbleibsel behandelt, wie eins von diesen hässlichen, protzigen Möbelstücken, die wir erben und nichts weiter damit anzufangen wissen, als sie auf dem Dachboden zu verstecken. Ich glaube, es wird immer offensichtlicher, dass dieses Vergessen nicht aufrechterhalten werden kann, denn es geht um ein unheimlich wertvolles Erbe: Es warnt uns vor allem vor den Gefahren und Fehlern verschütteter Wege, die wir meiden sollten, vielleicht zeigt es uns aber auch heute verborgene und unvermutete historische Möglichkeiten auf, die wir wagen müssen.

Übersetzt aus dem Spanischen von Laura Haber